

MARGRIT STAMM

DIE FRÜHEINSCHULUNG VERLIERT IHR ELITEIMAGE.

Chancen und Risiken einer Konsequenz aus PISA

Seit gut anderthalb Jahren, genauer: seit dem 4. Dezember 2001, sind nicht nur die Schulen neu entdeckt worden, sondern auch unsere Jüngsten. Im Zuge der nur mittelmässigen Ergebnisse der Schweizer Jugendlichen in den internationalen Schulleistungsvergleichsstudien PISA wird nun von verschiedenster Seite gefordert, die Kinder seien früher einzuschulen und systematisch in Lese- und Rechenprozesse einzuführen. Damit bekommt die ‚frühzeitige Einschulung‘ – bisher eine Fördermassnahme für hoch begabte Kinder – eine neue bildungspolitische Bedeutung. Vor diesem Hintergrund stellt sich allerdings die Frage: Sollen Kinder tatsächlich früher eingeschult werden, um die Leistungsniveaus (wieder) anheben zu können? Oder handelt es sich etwa um eine falsch gestellte Frage, welche das, worauf es wirklich ankommt, gar nicht beleuchtet?

Der Kerngedanke der nachfolgenden Ausführungen sei bereits vorweg genommen: Früheinschulung ist keine Garantin für zukünftig bessere PISA-Ergebnisse, weil sie sich an der falsch gesetzten Gleichung „besser = früher + mehr“ orientiert. Sie unterstellt der Früheinschulung damit, dass eine frühere Beschulung zu späteren besseren Lese- und Mathematikleistungen führt.

PISA und die Folgen: eine moderne Sputnikgeschichte

1956 war es, als der Sputnikschock die westliche Welt erschütterte, nachdem die Sowjetunion den ersten unbemannten Satelliten in den Weltraum geschossen und damit die amerikanische Idee der globalen wirtschaftlichen und technischen Überlegenheit zerstörte, in der Folge aber in den USA riesige Investitionen im Bildungsbereich getätigt wurden. Heute sprechen wir nicht mehr von Sputnik, sondern von PISA, nicht mehr vom Gegner Sowjetunion, sondern von den PISA-Siegern Finnland, Kanada, Neuseeland oder Japan. Im Kern geht es jedoch um das Gleiche: um im internationalen Leistungsvergleich zu bestehen, soll eine frühe(re) Vorbereitung der Kinder auf die schulischen Anforderungen erfolgen. Auf den ersten Blick erscheint eine solche Forderung auch logisch: Wenn die Kinder früher lesen und rechnen lernen, dann erwerben sie auch früher Kompetenzen, die sich in späteren Jahren auszahlen werden. Dieser schöne Gedanke entspricht allerdings einem Wunschbild, denn weder die Anzahl der Schulstunden noch das frühere Lernen garantieren, dass aus dem ‚früher und schneller‘ ein ‚länger und besser‘ wird.

Kleine Kinder sind kompetente und hoch motivierte Lerner

Aber gibt es so viel Eindeutigkeit, die für die Ablehnung der Früheinschulung spricht? Könnte es nicht auch sein, dass Früheinschulung ihren Mehrwert tatsächlich unter Beweis stellen kann? Hierfür sprechen mindestens vier wissenschaftliche Erkenntnisse und praktische Beobachtungen: Erstens verweisen Ergebnisse der Hirnforschung auf die grosse Bedeutung der Lernprozesse in der vorschulischen Altersphase. Wenn die von klein auf trainierten Bereiche des Gehirns stärker ausgebildet werden, hingegen Versäumnisse später oft nicht mehr wettzumachen sind, dann liefert sie Argumente dafür, dass den frühen Jahren der Kindheit mehr Beachtung zu schenken ist. Zweitens verweist die Kognitionspsychologie darauf, dass Kinder ab drei, vier Jahren enorm motivierte Lerner sind, die mit einer riesigen Lernkapazität Wissen erwerben und es verarbeiten können. Drittens zeigen so genannte Lernstandsmessungen, dass viele der Schulneulinge bereits mit umfassenden Lese- und Rechenkenntnissen zur Schule kommen und sich diese häufig schon mit drei, vier oder fünf Jahren angeeignet haben. Und viertens tragen gerade die unterschiedlichen Welten des Kindergartens und der Primarschule mit ihren je eigenen Gesetzen dazu bei, die Früheinschulungsfrage neu aufzurollen. Denn, der Kindergarten kennt nur ‚Kinder‘, die nicht lernen dürfen, aber noch spielen müssen, die Primarschule unterrichtet jedoch vom ersten Schultag an nur noch ‚Schülerinnen‘ und ‚Schüler‘, die lernen müssen und nicht mehr spielen dürfen. Solche Erkenntnisse machen deshalb klar, dass die Forderung nach früherer Einschulung doch nicht mit einem schnellen Abwinken weggesteckt werden kann. Sie legitimieren, einen genaueren Blick auf das ‚Gesamtkunstwerk Kind‘ zu werfen. Ein Blick in den internationalen – zwar sehr begrenzten – Forschungsstand macht überdies klar, dass die Machbarkeit früherer Einschulung und ihre Optimierbarkeit unbestritten ist. Allerdings, und hier liegt der Wermutstropfen, ist ihre Langzeitwirkung unklar, und die wenigen Untersuchungen zeigen kein eindeutiges Pro zur Früheinschulung. Neben Untersuchungen, welche die positive Wirkung bestätigen, gibt es einige wenige, die eine frühzeitige Einschulung mit der Gefahr zu krisenhaft verlaufenden Schulkarrieren verbinden.

Was ist zu tun, wenn die Forschung somit zwar wesentliche Erkenntnisse, aber keine grundlegenden Entscheidungshilfen zur Verfügung stellt und wenn auch die uneinheitliche Regelung der Einschulungsfrage bei den PISA-Siegern beispielhaft zeigt, dass man wohlbegründet zu verschiedenen Ansätzen und Lösungen kommen kann? Da ist einmal die Entwicklungspsychologie, welche auf die enorm grossen Differenzen der Kinder zwischen vier und sieben Jahren verweist. Während das eine Kind bereits lesen und rechnen lernen will und schon selbständig wesentliche Dinge des Alltags verrichten kann, sind beim anderen noch durchaus kleinkindliche Symptome sichtbar. Zum anderen lassen die Lernstandsuntersuchungen keineswegs nur akzelebrierte Kenntnisse in den Kulturtechniken zum Faktum werden, sondern zugleich auch die enorme Heterogenität bei den Schulneulingen sowohl in intellektueller, als auch in sozialer und körperlicher Hinsicht: Neben Vielkönnern gibt es regelmässig solche,

welche im wahrsten Sinne des Wortes noch nicht auf zehn zählen oder den eigenen Namen schreiben können. Könnte folgedessen eine generelle Früheinschulung allen Kindern in gleichem Ausmass gerecht werden? Oder würde man damit den Ernst des Lebens einfach vorverschieben und den Kindern eben doch ein Jahr ihrer Kindheit rauben?

Früheinschulung – eine falsch gestellte Frage

Weil uns weder die Wissenschaft noch die Praxis genaue und eindeutige Antworten dafür liefert, was richtig und was falsch ist für die Bildung der kleinen Kinder, kann es auf die Frage der Früheinschulung keine richtigen, sondern nur unzureichende oder falsche Antworten geben. Deshalb geht es eher darum, sowohl Vorschul-erziehung als auch Einschulungspraxis, aber auch die nachfolgenden Schulstufen ‚neu zu denken‘. Wir brauchen keine lediglich *formale* frühere Einschulung, sondern eine Schule, in der das Kind zur Konstante, die Schule zur Variable wird. Gefragt ist eine flexiblere Schuleingangsphase, die kindfähig ist, auf langsamere Schulkinder genauso eingeht wie auf akzelerierte. Gefragt ist vor allem auch eine Entgrenzung von Kindergarten und Primarschule. Gerade die Diskussionen um die Grundstufe im Rahmen der Abstimmung über die Volksschulreform im Kanton Zürich vom November letzten Jahres haben gezeigt, dass diese ‚Entgrenzungsdiskussion‘ nicht mehr ausschliesslich die Materie einiger Fachexperten sein kann, sondern auch im staatlichen Interessenkontext diskutiert werden muss. Blosser Diskurse über frühzeitige Einschulung, über neue Schuleingangsmodelle sind wirkungslos, wenn nicht die gewordenen Strukturen und die konkrete politische Durchsetzbarkeit berücksichtigt werden. Erwünscht ist eine grundsätzlichere Diskussion der vorschulischen Bildung, aber auch des damit verbundenen Lern- und Leistungsbegriffs. Die Diskussion muss allerdings alle Facetten des gesellschaftlichen Wandels in den Blick nehmen. Lediglich ein Vergleich mit anderen Ländern genügt nicht.

Herzstück bleibt die ‚Lehrkunst‘

Wenn somit zukünftige Diskussionen weniger auf die formale Lösung der Früheinschulung mit obligatorischer Aneignung der Kulturtechniken bereits ab fünf Jahren ausgerichtet sein sollen, sondern auf ein Bildungssystem, das sich an den Ressourcen des einzelnen Kindes orientiert, dann hat sich die Aufmerksamkeit der Pädagogik auch gezielt auf die individuellen Unterschiede zu richten. Logischerweise wird die Erkenntnis solcher Unterschiede bedürfnis- und fähigkeitsorientierte Zugänge nach sich ziehen, die wiederum fließende Übergänge in die nachfolgenden Stufen vonnöten machen. Trotz der politischen Querelen ist jedoch allen Schuleingangsmodellen – ob Kindergarten und Primarschule, Grund- oder Basisstufe – gemeinsam, dass das Herzstück dessen, was wirksame Bildung ausmacht, immer das gleiche ist, nämlich die hohe Kunst der Didaktik, die ‚Lehrkunst‘, unter der Bedingung allerdings, dass schulisches Lernen früher erwünscht und möglich, und nicht – wie bis anhin in eini-

gen Kantonen üblich – im Kindergarten üblich, verboten ist. Eine gute Lehrperson ermöglicht jedem Kind die auf seine individuellen Bedürfnisse und Fähigkeiten abgestimmten Lernschritte und versucht, ihm die Lernlust zu fördern und zu bewahren. Eine gute Lehrperson provoziert aber auch Lernschritte dann, wenn die Fähigkeiten des Kindes zwar vorhanden, der familiäre Kontext jedoch keine entsprechende Unterstützung bereit stellt. Dieser hohen Kunst einer förderorientierten Didaktik kommt gerade deshalb in den neuen Schuleingangsmodellen der Grund- und Basisstufe besondere Bedeutung zu, da es einen wesentlichen Unterschied macht, ob ein Kind lesen lernen *darf* oder lesen lernen *muss*.

Soziale Gerechtigkeit schaffen: Die grosse Herausforderung

Zwar eignet sich PISA hervorragend dafür, dass jedermann das herausinterpretieren kann, was er zur Bestätigung der eigenen Überzeugung braucht. Doch *ein* Ergebnis lässt sich nicht verheimlichen, anders interpretieren oder gar ignorieren: Im Vergleich zu anderen Ländern haben in der Schweiz Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern weit bessere Chancen, höhere Bildungsabschlüsse zu erwerben als Kinder aus benachteiligten Milieus oder aus anderen Kulturkreisen. Und gerade in dieser Tatsache liegen denn auch Chancen und Gefahren der neuen Bildungsstufe: Zunächst einmal ist anzunehmen, dass Kinder, die bereits zu Hause Zugang zu Büchern und andern Bildungsangeboten haben, ihr Interesse an Lese- und Rechenprozessen anmelden werden, unterstützt oder herausgefordert durch ein interessiertes Elternhaus. Umgekehrt ist anzunehmen, dass Kinder aus kulturell und sozial benachteiligten Elternhäusern wenig intellektuelle Anregungen erhalten, dementsprechend auch wenig Interesse an solchen Lernmöglichkeiten bekunden und deshalb aus eigener Motivation kaum davon Gebrauch machen werden. Aus den US-amerikanischen Untersuchungen zur kompensatorischen Erziehung der siebziger Jahre wissen wir jedoch, dass Förderwirkungen stark von der aktiven Unterstützung des Umfeldes abhängen und nur unter solchen Bedingungen mit dauerhaften Effekten verbunden waren. Aus diesen Erfahrungen gilt es zukünftig zu lernen. Lehrpersonen der Grund- oder Basisstufe werden ihre didaktischen Fähigkeiten derart einzusetzen haben, dass Lese- und Rechenlernprozesse von Kindern aus bildungsfernen Milieus mindestens genau so unterstützt, wenn nicht gar provoziert werden wie bei Kindern aus privilegierten Sozialschichten. Sonst besteht die Gefahr, dass mit der Möglichkeiten zum frühen Lesen- und Rechnenlernen die soziale Ungleichheit bereits im Vorschulalter zementiert und sich in der Folge zu einem *social gap* ausweitet.

Was not tut: eine Diskussion über die Lern- und Leistungsideologie

Wenn künftig eine flexible Bildungsförderung im Vorschulalter geschaffen werden soll, dann fragt sich, wie Kinder, Eltern und Lehrpersonen mit der Möglichkeit umgehen werden, dass Lernen und damit auch Leistung früher als bisher erlaubt einsetzen kann. Es wäre nämlich blauäugig anzunehmen, dass entsprechende Prozesse le-

diglich als ‚spielendes Lernen‘ ablaufen würden. Der Übergang vom lernenden Spiel zum spielenden Lernen mag durch professionelle Lehrpersonen noch so kompetent aufgebaut sein: Die Lernprozesse der Kleinen sind immer von Zaungästen umgeben, von möglicherweise bildungsbeflissenen Elternhäusern, die ihr Kind mit der Sitznachbarin vergleichen und unter Umständen Mühe bekunden, wenn diese schon eifrig rechnet und liest, während der eigene Filius noch spielt und keine Anstalten macht, Interesse an intellektuellen Prozessen zu zeigen. Die Tatsache, dass ein Kind lesen lernen *darf* aber noch nicht *muss*, mag sowohl bei den Eltern als auch bei den Kindern Wettbewerbssituationen erzeugen, denen nicht ohne weiteres zu entgehen ist. Lernen und Leisten werden eine neue, vielleicht andere Bedeutung erhalten. Deshalb scheint mit der Diskussion einer neuen Bildungsstufe notwendigerweise auch eine Diskussion des Lern- und Leistungsbegriffs verbunden. Dass dem Übergang vom lernenden Spiel zum spielenden Lernen keine harmonische Lösbarkeit inneohnt, zeigt sich auch international in den meisten vorschulischen Bildungssystemen.

Eine Diskussion der Lern- und Leistungsideologie, welche sich nur auf die Vorschul- und Eingangsstufe konzentrieren würde, ohne die problematische Option der Anschlussfähigkeit zu berücksichtigen, trüge allerdings etwas Scheinheiliges in sich. Denn die Möglichkeit, früher auf individuellen Wegen lernen zu können, impliziert auch, dass die Lernergebnisse beim Übergang in die nächste Bildungsstufe unterschiedlich sein werden. Und dies gilt für das ganze Begabungsspektrum. Zwar sollen Minimalziele die Anschlussfähigkeit garantieren, doch gilt Gleiches für besonders begabte Schülerinnen und Schüler: Wenn ein Kind bereits mit fünf Jahren fließend lesen kann und diese Kompetenzen in den folgenden Jahren so weit steigert, dass es sich in der dritten Klasse problemlos Abhandlungen über den zweiten Weltkrieg aneignet und diese interpretieren kann, dann soll die Anschlussfähigkeit der nachfolgenden Bildungsstufe auch sicherstellen, dass keine nivellierenden Standards dieses hohe Kompetenzniveau bremsen: Deshalb muss die Diskussion um die vorschulische Bildungsförderung in eine Gesamtdiskussion über Bildungsqualität eingebettet werden, in eine Diskussion, die zwar anerkennt, dass Übergänge auch dazu da sind, Erfahrungen zu erwerben, um in späteren Lebensjahren Schwierigkeiten meistern zu können, die sie jedoch weit stärker als Risikobereiche definiert, die vorangehende Entwicklungen und Lernfortschritte zunichte machen können.

Zwar ist die Forderung der generellen Früheinschulung in der Tat eine falsch gestellte Frage, und auch eine Neukonzeption der Schuleingangsphase garantiert noch keine nachhaltige Steigerung der Bildungsqualität, messbar in PISA-Spitzenplätzen. Einen Mehrwert kann Früheinschulung jedoch dann erbringen, wenn sie mit der Formel „früher = besser und anders“ verbunden wird: Individuelle Lernmöglichkeiten, Lernvorteile für alle und soziale Gerechtigkeit.